

Lieb Vaterland.

Roman von Rudolph Strauß.

(13. Fortsetzung.)

Dann wandte sie sich, zornig auf-lachend, und mit funtelnden Augen zu ihrer Mutter: „Das könnte denen so passen! Die denken in Paris: Wenn sie nur ihren Erbprinzen wieder haben, was liegt dann an der Mutter! Die muß dann selber zu Kreuze kriechen. Deswegen hat mein Mann in diesen ganzen acht Tagen auch noch kein Sterbenswörtchen von sich hören lassen. Aber sie sollen sich wundern. Ich bin eine Deutsche. Ich bin ihnen hier in Deutschland zehnmal über!“

Frau von Teuffern hatte sich ge- zetzt. Sie sah seit dem Tode ihres Mannes sehr verfallen aus. Es ging ihr nicht gut mit ihrer Gesund- heit. Sie blühte zu ihrer schönen Tochter empor, die hochauferachtet und kriegerisch vor ihr stand.

„Man muß sehen, wie nun alles wird, Grete!“ sagte sie müde.

„Ich bin zufrieden, daß ich wenig- stens so weit bin!“

Frau von Teuffern fuhr fort: „Bisher ist noch nichts an die große Glocke gekommen. Ich habe überall erzählt, Du seiest bei mir auf Besuch. Das geht ja eine Weile. Aber schließlich...“

„Sag nur: ich sei von meinem Mann fort! Das ist für mich wahr- haftig keine Schande!“

„Gewiß nicht! Aber falls Du Dich doch entschließen solltest, zu ihm zurückzukehren...“

Margarete Feddersen machte groß- Augen.

„Ich? Nach Paris zurück? Mama, ich verstehe Dich wirklich nicht!“

„Kind, wieviel Geld hast Du eigen- tlich bei Dir?“

Die Frage kam der jungen Frau unerwartet. Sie stützte und sagte dann halb widerwillig:

„Ich weiß wahrhaftig im Augen- blick nicht genau, Mama!“

„Aber ungefähr?“

„Ich habe so ein Bündel Hundert- francscheine im Koffer.“

„Und was machst Du, wenn das Bündel alle ist?“

„Ihre Tochter schwieg.“

„Ich möchte Dir so von Herzen gerne sagen: Bleibe bei mir! Aber Du bist eine unendlich verdorbene Frau. Der Luxus ist Dir zur Le- bensluft geworden und hier wür- den wir uns bis zum äußersten ein- schränken müssen, um mit meiner wänzigen Pension durchzukommen!“

„Das fällt mir auch gar nicht ein. Dir auf die Dauer zur Last zu fal- len, Mama!“

„Wohin willst Du denn dann?“

„Ich will nirgends das Gnadent- rot essen! Weder bei meinem Mann, noch sonstwo!“

„Aber von der Luft kannst Du doch nicht leben!“

„Ich kann mir etwas verdienen!“

„Wodurch denn? Und noch dazu mit einem kleinen Kind auf dem Hals! Mach' Dir das nur einmal klar, was das für eine Stellung im Leben ist: eine aus dem Hause ihres Mannes davongegangene Frau! Da jüdet sich jeder. Da helfen uns auch alle unsere gesellschaftlichen Verbin- dungen nichts. Du kommst Du beim ersten Schritt auf schiefes Gabel!“ Gerade Du mit Deiner Erscheinung... Deinen Ansprüchen... Deinem Temperament...“

Nun ließ sich auch Margarete nie- der und stützte hüßer das buxte Haupt auf die Hand. Auch einer Weile lachte sie bitter auf:

„Also, Du, mein Mutter, rätst mir, auf meinen einfachsten natürli- chen Stolz zu verzichten?“

„Ich rate nichts, Grete!... Ich mache mir nur meine Gedanken, was geschehen soll. Schuk können wir Dir hier nicht viel bieten. Dein guter Vater ist tot. Was würde es helfen, wenn ich oder einer Deiner Brüder Deinem Mann die Leuten lesen wollten? — einem Franzosen, einem Millionär — irgendwo im Ausland. Wir sind ja außer jeder Beziehung mit ihm und Deinem ganzen Lebens- kreis. Es würde womöglich gar keine Antwort von dort kommen!“

„Mama... kannst Du mir das Herz nicht noch schwerer machen?“

„Ich muß mich mit Dir darüber spre- chen! Ich schlafe schon keine Nacht. Du hast damals diese Vernunftige geschloffen. Du weicht, wie haben Dich nicht hineingelockt! Wir haben es ganz Deiner Wahl überlassen. Du bist über den Rhein gegangen. Du bist Französin geworden. Wenn Du nun so zurückkommst, mein armes Kind — ich zerbreche mir den Kopf, was aus Dir werden soll.“

Die junge Frau hatte sich nervös wieder erhoben. Die Hände auf dem Rücken verschlungen, trat sie zum Fenster. Dort draußen ging wieder der bartlose Mensch von vorn vor- über. Ein zweiter klammeriger Kerl, der wie ein Berliner Buditer ausah, begleitete ihn. Sie bummelten, lang- sam, schweigend, anscheinend müdig, um die Ecke.

„Du wirst Tag und Nacht damit zu tun haben, den Jungen zu bewachen, daß sie ihn Dir nicht stehlen.“, sagte hinter ihr Frau von Teuffern. „Wie Du daneben noch etwas anderes an-

fangen willst, ist mir beim besten Willen nicht klar!“

„Mir auch nicht. Mein Kopf ist ganz dumm, Mama! Ich bin auf ein- mal so müde!“

Sie verflummten beide. Sie warte- ten. Diesen Tag, den nächsten, den dritten. Kein Brief kam aus Paris, kein Lebenszeichen. Nichts rührte sich. Auch die verdächtigen Gestalten vor den Fenstern blieben aus. Was da sich zeigte, war undersäfftes Pots- dam. Die Garde-Mann ritten mit staltenden weiß-schwarzen Fräulein- wald vorüber, Soldaten schlenberten am Abend mit ihrem Schab. Drosch- ken voll Fremder rollten nach Sans- souci — in Margarete Feddersen wuchs die Ungeduld. Es war, als habe man sie am Strand der Seine schon ganz vergessen. Sie und ihre Kind. Das konnte nicht sein. Ihr Mann brauchte seinen Stammhalter. Sie, die Mutter, gab er wohl her, jenen nicht. Aber was plante er? Von woher kam der Streich? Diese Ungewißheit nahm die Nerven mehr mit als ein offener Kampf. Margare- te wagte sich kaum aus dem Hause, und mußte doch einmal hinüber nach Berlin, um Einkäufe zu machen. War sie doch, wie sie ging und stand, von Paris weggefahren.

Sie wählte eine frühe Morgen- stunde und ein Warenhaus ganz im Westen, um möglichst keine Bekann- ten zu treffen. Sie fuhr, um zu sparen, vom Potsdamer Platz mit der Stra- ßenbahn, was sie seit ihrer Mädchen- zeit nicht mehr getan. Mit stiller Behmut sah sie, auf dem Hinter- grund stehend, die altvertrauten nie- dern Straßen und Plätze. Ueberall wurden Erinnerungen wach, tauchten vergangene Eindrücke auf. Sie schaute lange einem schlanken jungen Mäd- chen nach, das in der Bülowstraße elastisch wie ein Vogel sprang und mit raschen Schritten einer Seitenstraße zuerlief. Sie dachte dabei: Das könnte ich gewesen sein, so wie ich damals war. So ging ich. So trug ich den Kopf im Nacken. Flott und hochmü- tig. Was konnte einem denn Großes im Leben geschehen? Hoffentlich geht's der da besser als mir...“

Im Warenhaus erkundete sie — ih- rer Meinung nach — nur das Aller- nötigste und kam schließlich doch, halb aus Gewohnheit, ins Kaufen hinein. Als sie an der Kasse stand und zahlte, wurde das Mädchen Hundertfrancscheine, das sie in der Hand hielt, um die Hälfte dünner. Sie zählte, dem Ausgang zuschrei- end, verstoßen den Rest nach und erschrad: Es blieben nur noch ein paar hundert Mark übrig; sie hatte Mühe, sich das klar zu machen. Seit langen Jahren, griff sie unter- wegs, rein mechanisch, ohne mehr an Geld und Geldeswert zu denken, in ihre kleine, edelsteinbesetzte Börse. Das Scherbuch lag daheim immer zur Hand. Charley jag, wenn sie ihn um Geld anging, lächelnd nie weniger als ein Tausendfrancsbillet aus seiner Brusttasche. Wenn diese kleine Summe, die sie jetzt noch lesah, auf- gebracht war, was dann? Sie war in eiger gedrückten Stimmung, als sie auf die Straße kam. Es war ihr, als wehle da ein kalter Wind, und machten die Menschen feindselig fremde Gesichter. Ein Gefühl der Hilflosigkeit, eine tiefe Angst vor dem Leben überschlich sie.

Da hörte sie hinter sich eine tiefe Stimme: „Grete, Grete, bist Du's wirklich? Oder ist's Dein Geist?“ Sie wandte sich um. Eine große, frische Blondine stand da und streckte ihr lachend beide Hände entgegen. „Wahr- haftig... sie ist es! Und noch schö- ner geworden wie als Mädchen! Du — darf man denn überhaupt noch mit Dir reden, seit Du zwanzig Mil- lionen hast? Oder sind's vierzig? Darüber sind sich die Gelehrten hier nämlich noch nicht einig!... Wie geht's Dir denn?... Famos natür- lich! Was machst Du denn in Ber- lin?“

Margarete sah schwach lächelnd ih- rer Jugendfreundin, dem Fräulein von Frisching, ins Gesicht, die ihr mit der Wucht ihrer Walküre die Hand drückte, und erwiderte ihren, Kuß.

„Gott, Magda,“ sagte sie. „Ich den- ke, Du sechst längst in Südbwestfris- ta!“

„Ich bin wieder zurück. Aber ich werde nächsten Monat wieder hin. Ich equipiere mich eben da drinnen in dem Store. Weißt Du, meine Farm ist ja riesig, aber weit draußen. Da kriegt man nichts. Ich muß alles mitbrin- gen!“

„Weissen Farm?“

„Karl's — natürlich! Riefst, sag' ich Dir! Zehn deutsche Rittergüter sind nichts dagegen! Wir werden auch Straube jücheln!“

„Wer ist denn Karl?“

„Ach so, das weißt Du ja noch gar nicht! Ich hab' mich drüben ston- te pede verlobt! Ich heirate in einem Vierteljahr! Na — Dir mit Deiner Bombenpartie mag das ja komisch vorkommen! Aber ich bin höllisch vergnügt, Kerlchen! Ich freue mich unheimlich. Es ist ein Prachtstück da draußen. Wenn Du nicht schon ver- sorgt wärst, würde ich Dir gleich sagen: Komm mit! Wir haben auf der Farm Platz für 'ne ganze Kom- pagnie. Aber wer natürlich einen hal- ben Rothschild zum Mann hat — wie geht's denn Deinem Mann? Erinnest

Du Dich: ich war noch dabei, wie ihn der Rittmeister Glend mit dem Ab- len an den Tisch setzte. Glend hat seinen Abschied genommen, baut seinen Kobl in Ostpreußen um und macht Politik. Und unsere kleine Gräfin, die er im- mer haben wollte, den! Dir nur: die hat glücklich einen Kaiserjäger in Innsbruck geheiratet — ist nach Oe- sterreich verschlagen. Ja, die Welt ist rund...“

Fräulein von Frisching sprudelte in ihrer Wiedersehensfreude das nur so heraus und betrachtete dabei mit schmerzlichen Wohlgefallen den zar- ten, blaffen, brünnelten Kopf ihr ge- genüber. „Weißt Du, daß Du noch viel reizender aussehst?“ wiederholte sie. „Ungelogen! Du kannst so blei- ben! Ein Rippfächerchen. Aber süß- Ra, Dir ist ja auch der Ernst des Lebens erspart!... Du... gerade dieser Tage, was dir von Dir ge- sprachen... Oder vielmehr von Deinem einstigen Verehrer, dem Lüne- mann...“

„Triffst mich Dich mal wieder, Magda? Ich muß jetzt heim zu mei- ner Mutter nach Potsdam. Ich ver- säume sonst den Zug!“

„Ich komm' mal dieser Tage zu Dir 'raus. Also hör' mal...“

Margarete reichte ihr die Hand zum Abschied.

„Du hast mir noch gar nicht ge- sagt, wie Dein Mann heißt!“

„Karl... Das ist ein Gellin. Ein Bruder von dem, der damals drun- ten in Südbwest tot blieb — weißt Du noch? Wir redeten doch gerade da- von, als Du Deinen jetzigen Mann kennen leertest. Ja, also der Lüne- mann hat sich ja toll herausgemuffert in Jüdel! Alle sind stark! Ein Ver- wandter von mir hat in der Artillerie-Prüfungskommission dienstlich mit ihm zu tun. Der sagt, er sei auf dem Schießplatz die rechte Hand dieses großen Industriehelden — Du weißt schon, wen ich meine...“

„Herrn Mallone?“

„Ja! Nun hat sich der Lüneemann auch verlobt! Auch mit Umlich; und Verstand... Der Alte hat Bergwerke in Weisfoten... Ein ganz bekannter Name... Herrgott, ja, mein Gedächtnis...“

„So. Er hat sich verlobt?“

„War Dir das auch neu? Grete, Du kommst wirklich rein vom Mond! Du, natürlich... Deine Wege sind ja längst nicht mehr unsere Wege!... Schließlich... nicht wahr, er kann Dir ja nicht ewig nachtrauern? Na... Ich komm' also zu einer Stips-Biste 'über! Hab' mich richtig gefreut! Gruß an Erzellen! Adieu! Adieu!“

Margarete Feddersen lag in eine Droschke. Auf das Marktstück kam es ihr jetzt auch nicht mehr an. Es war ja gleich, ob man einen Zug früher oder später mit seinem bishigen Bar- schaft zu Ende war. Sie winkte der Freundin noch einmal lächelnd mit der Hand zurück. Dann, als sie sich im Wagen zurechtsetzte, verblüfften sich ihre Züge. Langsam, ganz lang- sam kam eine tiefe, unendliche Trau- rigkeit über sie, ein Empfinden, als sei nun erst wirklich alles zu Ende...“

Sie hatte plötzlich nachträglich, nach Jahren, das Gefühl, von Moritz Lüneemann verraten und verlassen worden zu sein. Sie tat ihm unredt. Sie sagte es sich selbst. Er mußte doch auch einmal heiraten. Sie hatte ihm ja das Beispiel gegeben. Es war Zeit für ihn. Sie rechnete nach: Er wurde im Herbst siebenunddreißig. Warum sollte er nicht auch vernünf- tig sein und sein Kompromiß mit dem Leben schließen? Oder hatte er sich wirklich verliebt? Es gab ihr einen Stich durchs Herz. Sie erkannte auch einmal, was für ein unbewusster Trost in diesen Jahren der Einsam- keit für sie die Vorstellung gewesen war, doch irgendwo noch ein Heim in einer Menschenseele zu haben. Nun war auch dies letzte, schwache Flämm- chen, dies bishigen Licht von einst er- loschen. Kein Stern am Himmel. Dunkel überm Meer.

Der Glanz Berlins war vor ihren Augen grau, auf den bekannten Fel- den lag, als sie nach Potsdam heim- fuhr, ein trüber Nebel. Sie sah in schweren Gedanken und sann und sann. Hätte sie nur die Frisching nicht getroffen! Die war immer eine aufgeregte Blätterfliege. Ohne die hätte sie nichts von Lüneemanns Ver- lobung gehört. Oder wenigstens spä- ter, zu einer Zeit, wo sie ihr bishiges heiliges Gleichgewicht nicht so bitter notwendig brauchte wie eben jetzt. Er hätte es ihr auch selber schreiben kön- nen. Es tat ihr weh, daß er das un- terlassen. Sie hätte ihm als Freundin geantwortet und Glück gewünscht. Warum sollten sie einander denn noch böse sein? Aber er war es. Er blieb es. Für immer. Wieder sagte sie die Wehmut. In der Log etwas Lähmen- des. Die Willenskraft gegenüber dem Leben schwand. Sie kämpfte gegen diese Schwadronenwahnung. Sie schritt von der Station die Lange Brücke dahin und dachte sich Lön- gungslos und trozig: Gut! Er geht seinen Weg und schaut nicht rechts und links und läßt hinter sich, was nicht mit will. Ich muß es geradezu machen! Ich muß ihn endgültig ver- gessen...“

Wenn nur nicht hier in Berlin und Potsdam für sie alles von Erinne- rungen voll an ihn gewesen wäre! Dort drüben führte es hinunter zum

Robettenhaus. Dahin hatte sie ihn einmal zusammen mit anderen jungen Mädchen und Leuten begleitet, zum Besuch von Kessen, die im Vor- korps waren, und über die putigen kleinen Männer in bunten Waffen- rößen gelacht, die auf dem Spielplatz Sand schippten- und durcheinander wimmelten. Auf dem Heimweg an einem linden Sommerabend hatten sie sich hinter einem Baum den ersten Kuß gegeben. Seitdem betrachteten sie sich als verlobt...“

„Ich darf nicht mehr an ihn den- ken,“ murmelte sie vor sich hin und gab sich selber das Gelübde. Es wur- de still in ihr. Leer. Sie ging mecha- nisch weiter und wachte erst wieder aus dieser müden Geistesabwesenheit auf, als ihr im Hause der Mutter das Mädchen die Pluritur öffnete.

Ein Herr sei gekommen, meldete sie. Aus Paris. Er warte schon seit einer halben Stunde drinnen auf die gnä- dige Frau.

Jetzt war Margarete sofort wieder ganz bei sich. Kampfbereit. Sie über- legte. Wer konnte das sein? Ein sehr feiner Herr — groß und schlant, mit einem spigen, schwarzen Vollbart, wie ihn die Magd schilderte. Sie schüttele den Kopf und trat hastig über die Schwelle und blieb vor Ersäunen ste- hen. Das hatte sie am wenigsten er- wartet: Alphonse Feddersen... Der Better Alphonse... Das schwarze Schaf der Familie...“

Sie sah trotz ihrer Verwirrung das Aeußerliche an ihm: die graue Rie- fenperle in der genial gebauchten gestülpten Weste, die sonderbare Stof- fenform des Schopps, den Glanz der Zylinderbrille — er wirkte in dieser nüchternen Umgebung wie so- eben einem etwas überhöhten Schnei- berhörn entstrungen. Aber sein Ge- sichtsausdruck, den sie ironisch und gutmütig friivol in Erinnerung hatte, war ernst und vertrauenswürdig. Sie war so verblüfft, daß sie nur sa- gen konnte:

„Am Himmels willen, Better Al- phonse! — Wo kommen Sie denn her?“

Er hatte sich ihr genähert und ihre Hand respektvoll an die Lippen gezo- gen. „Ja — ich bin's!“ erwiderte er in einem Ton, als bedauerte er selbst diese Tatsache am meisten. „Direkt aus Paris! Sie werden denken: Da haben die dort den Bod zum Gärt- ner gemacht! Nicht wahr?“

„Bitte, sehen Sie sich doch einen Augenblick!“

Alphonse Feddersen nahm der jun- gen Frau gegenüber Platz und schlug ungewöhnlich ein Bein über das an- dere, daß der graugetünzte Seiden- stromp über dem Lackschuh zum Vor- schein kam: Ein ganz leiser erotischer Houch ging von ihm aus und zu ihr hinüber. Gräßlich! — ein porfüm- merter Mann! Und doch mittelst er ihr eigentlich nicht. Es war ihr im Grunde des Herzens lieber, daß ihr dieser Sündler gegenüberstehe, als einer von den Gerechten, etwa der trodene, ner- vöse Zahlenmeister Sacka. Es war, als ob Alphonse ihre Gedanken erriet. Sein längliches, lebhaftes Gesicht, dem die weichen Augen etwas Träu- merisches verliehen, zeigte unverhöf- liches Mitleid mit ihr.

„Nicht wahr... die Feddersen sind eine gräßliche Familie?“ begann er offen und treuherzig, als seien sie bei- de gegen jene im Bunde. „Entweder sie taugen von Hause aus nichts — wie ich — oder es sind hoffnungslose Philister. Wenn solche Leute dann auf Abwege geraten, wirken sie doppelt peinlich! Ich hab' es Charley, als er zu mir hereinwankte, gleich zur Ver- ächtung gesagt... Gleich — Du verdienst Prügel! Du hast diese Frau — eine Frau, wo jeder andere täglich dafür dem lieben Gott auf den Knien danken würde — eine Frau, der Du nicht wert bist, die Schuhriemen zu lösen...“

„Better... bitte...“

„Nein. Ich muß der Wahrheit die Ehre geben, Cousine Margot. Ich weiß, was Sie Ihrem Mann sein könnten und nur durch seine Schuld nicht sind. Ich bedaure Sie seit Jah- ren! Ich habe ihm gesagt: Elle a toutes les qualités!... Warum bist Du so dumm? Warum bist Du so blind? Einmal muß auch die Geduld einer Heiligen reifen...“

„Better...“

„Dir geschieht ganz recht, mon cher! Nun sieht Du da ohne Weib und Kind! Nun hast Du ja Zeit, zu Ve- rour zu fahren!... Allons donc! Man erwartet Dich! Aber nun mach's Dir keinen Spah mehr! Nun läßt Du dabei in Deinem leeren Haus Trübsal. Aber wenn Du Dir auch das Haar austraffst, die unglück- liche Frau, die Du verraten hast, kommt so leicht nicht wieder...“

„Bitte, Better,“ sagte Margarete kühl. „Halten Sie mich doch nicht für so dumm, daß ich an diese Art Ver- zweiflung meines Mannes glaube!“

„Eine Ruine!“ Alphonse Feddersen bog sich im Sessel vor und wieder- holte leise und einbringlich: „Eine Ruine von einem Mann! Er ist ein- fach untröstlich. Er ist ganz zer- trütert. Er sah bei mir und weinte bitterlich. Wenn ich es nur unge- sehen machen könnte! Hier war seine Rede hundertmal hintereinander.“

„Das heißt: er möchte den Jungen haben! Seien Sie doch ehrlich!“

„Was ist ein Kind ohne die Mut- ter? Was soll er allein in seinem

Haus?... Er packte mich an beiden Schultern und bat mich: „Fahr' zu ihr! Sprich für mich!“... Ich hab' mich nicht so leicht entschlossen! Ich weiß, Sie haben etwas gegen mich! Es ist ein Fluch meines Lebens, daß das gerade den besseren Naturen mit mir oft so geht. Ich leide selbst am meisten darunter. Aber dann sagte ich mir: Wenn ich der armen Frau nicht ein Heiser und Berater zu sein ver- suche, — die anderen Feddersen, die sich dann einmischen, tun ihr in ihrer Blumpheit noch mehr und ganz un- nützlich weh. Alle Feddersen sind im Grunde roh und ungebildet. Im Aus- land, ohne jeden veredelnden Einfluß der Zeit und der allmählichen Ent- wicklung, zu Geld gekommen. Es mangelt ihnen, was oft der Keimste hat: die Kultur des Herzens! Daran haben Sie in Ihrer ganzen Ehe ge- litten, Cousine. Ich sah es Ihnen wohl an. Ich kenne doch meinen gu- ten Charley! Aber er wird sich jetzt besser nach dieser Lehre...“

„Kein Mensch wird anders als er ist!“

„Dann wissen Sie nicht, was Frauen aus uns machen können, Cousine Margot! Ich wollte, ich hätt' in jungen Jahren eine Frau getroffen wie Sie! Dann wär' ich auch ein anderer Mensch geworden! Charley wird es jetzt noch. Der Anfang ist die Reue. Er bekennt sich in vollem Umfang für schuldig. Er befreit hin- terher gar nicht mehr, wie es möglich war. Er bittet um Verzeihung!“

Alphonse Feddersen schwieg, selbst ganz ergriffen von seinen Worten, und glättete mechanisch die Krempe seines Zylinders. Es war etwas Gü- tiges in der Art, wie er sprach. Er schmeichelte sich ein.

Aber zu seinem Ersäunen lachte Margarete auf.

„Zu komisch seid Ihr Franzosen!“ sagte sie. „Ihr haltet mich immer für ein Gänsehen, bloß weil ich eine Deutsche bin!... Denken Sie denn wirklich, daß ich darauf hereinfallen soll?... Ich kenne doch auch meinen Mann! Natürlich ist er ärgerlich, daß er ertrappt worden ist, und schämt sich vielleicht vor seinen Bekannten, daß ihm seine Frau aus dem Hause gelau- fen ist. Und, wie gesagt, vor allem: er möchte den Jungen. Er versucht es schon die ganze Zeit. Aber er kriegt ihn nicht!“

Ihre Besucher gab es auf, mit sei- nen Schilderungen Eindruck auf sie zu machen. Er sah belämmert da. Er war ihr nicht unangenehm. Er hatte sie schon in Paris gerad: deswegen amüsiert, weil er den anderen Fed- dersen ein Dorn im Auge war und jenseits von ihrer selbstgerechten Mächtigkeits- und ihrer kleinen Scheinheiligkeiten stand. Er gab sich wenigstens ganz, wie er war. Eine gutmütige Drohne. Und doch jeder Joll ein echter Feddersen — nicht Franzose, nicht Russe, nicht Deutscher — ohne Heimat, ohne Lieberlieferung. Gerade hier in Potsdam, wo alles von hartem Preussentum strickte, sah man das doppelt.

„Ganz richtig!“ versetzte er nach einer Pause der Ueberlegung. „An- fangs hatte Charley wirklich den Kopf verloren und wollte zu Geinal- mahregeln greifen. Ich hab' ihm das ausgedreht. Solange ich hier bin, ge- schieht nichts — weder gegen Sie noch gegen das Kind. Mein Wort darauf! Wenn ich freilich mit leeren Händen nach Paris zurückkomme...“

„Sagen Sie, Better — was haben Sie denn nun davon, wenn Sie mich glücklich im Triumph heimbrächten? Ich bewundere Sie, daß Sie sich überhaupt mit so undankbaren Auf- gaben befassen!“

Alphonse Feddersen sah seine schö- ne Cousine weich an.

„Man möchte sich doch auch einmal ein wenig nützlich machen!“ meinte er, und sie mußte wieder beinahe über ihn lachen. Sie fragte kühl, mit kaum verhehltem Spott:

„Was wollen Sie also eigentlich von mir, Better Alphonse?“

„Bloß Sie bitten, Charley noch einmal zu sehen und zu sprechen! Man soll niemanden ungehört ver- dämmen!“

„Nein!“

„Aber Cousine Margot...“

„Nein! Es ist zwecklos! Ich hab' es früher oft genug versucht. Wir re- den aneinander vorbei, ins Leere! Wir sprechen zwei verschiedene Spra- chen!“

„Bedenken Sie nur: Sie sind jetzt die Stärkere! Sie haben eine ganz andere Stellung ihm gegenüber!“

„Entwirdigt hat er mich! Ich will nichts mehr von ihm wissen! Das ist mein letztes Wort!“

Es war ein Schweigen. Dann fragte Alphonse höflich:

„Wie denken Sie sich denn da Ihr künftiges Leben?“

„Das geht Sie gar nichts an!“

„Wich nicht! Aber Ihren Mann, als dessen Beauftragter ich hier sitze.“

Margarete warf den dunkeln Kopf in den Nacken.

„Sagen Sie ihm nur, er möge sich um mich nicht sorgen!... Ich werde mich schon durchs Leben schlagen!“

„Ich denn?“

„Ich werde mir irgendwie Geld verdienen!“

Jetzt huschte ein Schatten von Ironie über das Antlitz drüben. Das er- bitterte sie. Sie kannte diese stehende Feddersensche Millionärlächeln, halb

Mitleid, halb Verachtung vor der Frau ohne Mitgift und Erbe. Er lachte nachsichtig, wie man zu einem Kinde spricht: „Geld verdienen, Cou- sine?... Bei einer Schönheitskonfuz- zenz! — Ja, das glaub' ich! Aber sonst...“ Und nun sprang sie mit einem jähen Anfall von Jörn empor. Sie hielt ihren Stuhl beiseite. Ihr Auge suchte unwillkürlich die Tür.

„Sie gehen jetzt wohl, Better Al- phonse!“ sagte sie schroff. „Es hat wirklich keinen Zweck, daß wir mit- einander reden.“

„Aber liebste, beste Freundin...“

Alphonse Feddersen stand befüßt da, den Hut in der Hand. Er hatte den jähren Umkehrung ihrer Stim- mung nicht gefaßt. Sie blühte ihm förmlich habersüß, feindselig an, als wäre er die Verkörperung seiner gan- zen Familie. Sie hatte die Hände ge- ballt und schleuderte ihm ihre Leiden- schaft ins Gesicht:

„Hätt' ich Euch alle bloß nie ge- sehen!... Meinem Mann nicht... Euch alle nicht... Was hab' ich schon die Stunde bereut... Wie es auch ge- kommen wäre, es wäre besser als so geworden. Und wenn ich nie was vom Leben gehabt hätte und jetzt noch hier bei meiner Mutter säße oder bei fremden Leuten mit mein Brot ver- diente, ich hätte doch meinen Stolz! Ich hätte noch Hoffnung auf die Zu- kunft. Ich wäre nicht so ganz matt und kaputt vom Leben, wie Ihr das mit mir fertig gebracht habt!... Zer- trampelt habt Ihr mich. Und dann stehen Sie da und lachen! Aber ich dade mich nicht mehr... Sagen Sie das nur in Paris...“

Der Better Alphonse blieb ganz kühl. „Daß Sie ohne weiteres nach Paris zurückreisen, ist ausgeschlossen!“ räumte er ein. „Das hieße unfer- neren Sünden dort ungehört begnadigen. Das dürfen Sie eben- wenig, als ihn ungehört verdämmen. Er käme ja auch gerne hierher zu Ihnen!“

„Nein!“

„Aber liebste Cousine.“

„Nein. Nein!“

„Und wenn er schon da wäre...“

„Ich will ihn nicht sehen!“

„Schon als reuiger Sünder vor der Tür stünde!“

„Am Gottes willen...“

„Was würden Sie dann sagen, Cousine Dais?“

„Gehen Sie!“

Alphonse ging wohl zur Tür, aber nur, um sie zu öffnen, draußen stand ihr Gatte auf der Schwelle, staltlich, blond, wohlgepflegt. Er machte ein Gesicht voll nüchternen Respektabilität, so tiefersinnig und würdig wie etwa bei der Teilnahme an einem Begräbnis. Aber ganz wohl war ihm nicht in seiner Haut. Das verriet seine Augen. Die irten unruhig zur Seite und ver- mieden es, ihrem Blick zu begegnen. Und wie der kalt auf ihm lag, da er- fachte sie beinahe ein Schreden, daß sie so gar nichts empfand — nicht Jörn, nicht Abscheu, nicht Kränkung. Sie füllte jetzt: sie war so müde an Karl Feddersen geworden, so todtnü- de, daß sie eine lebenshöfliche Ver- zweiflungszene zwischen ihnen beiden noch mehr fürchtete als er selber. Er schien das zu ahnen. Er schluckte ein paar mal, er kämpfte mit sich, um von dem bösen Gewissen frei zu kommen, und begann dann in seiner kühlen, halbtauten Art, in der er sonst ge- schäftliche Unternehmungen führte:

„Ich bitte Dich um Verzeihung, Margot!“

Sie blieb stumm.

„Ich weiß wirklich nicht, Margot, was in mich gefahren war. C'était comme un coup de foudre! C'était plus fort que moi! Ich bin doch sonst nicht so!... Also v-geiß!“

Noch immer erhielt er keine Ant- wort.

„Ich verspreche Dir: Es kommt nicht wieder vor!... Ich hab' mir selbst genug Vorwürfe gemacht und von anderen gehört und mehr Ver- druß gehabt, als die ganze Sache wert war. Ich bin jetzt gewißigt. Ich werde künftig solche Seitenstränge lassen!“

Sie zuckte bei dem banalen Wort „Seitenstränge“ zusammen. Es ging ihr durch den müden Kopf: Die Fed- dersen haben eine Gabe, alles, aber auch alles ins Alltägliche zu ziehen!... Er sieht das nur als ein kleines Abenteuer an, ein bishiges Pariser Siedegeschaffen, bei dem man sich dummerweise erwidern ließ, was für mich ein Stroh mitten ins Herz war...“

Ihre Stille gab ihm Mut. Er näherte sich vorsichtig, zog sich einen Stuhl heran und setzte sich. Die un- ruhige Spannung auf seinen Zügen verschwand. Das Schlimmste war überstanden. Er hatte sein Sprüchlein als reuiger Schwarm aufgelegt. Nun war es an ihr, als Frau von Welt den Zwischenfall zu beenden. Wenn sie dabei noch für sich ein paar Be- dingungen herauskühlte — oh gewiß — er war zu sehr Kaufmann, um ihr das zu verargen. Er wartete nur dar- auf. Sie wollte auch sprechen. Aber es fiel ihr nichts ein, nichts, was sie ihrem Mann hätte sagen können. Sie schaute ihn nur an. Es war eine sol- che hilflose, stumme Verzweiflung in ihren dunklen Augen, daß ihm wieder nicht ganz sicher zumute wurde und er unbehaglich auf seinem Stuhl hin- und hertrieb. Dann versuchte er es mit einem leichteren Ton.

(Fortsetzung folgt.)